Die Eingeschlossenen von Zürich

Psychiatrie Wenige Monate später sind die Menschen tot, die der Pfleger Willi Keller 1970 fotografiert hat. Jetzt finden sich die Bilder wieder in einem Buch, das auch eine Bilanz der Psychiatrie zieht.

Rolf App

Auch am Ende des Prozesses vor dem Bezirksgericht ist nicht klar, wer Schuld trägt an jener Brandkatastrophe, die am 6. März 1971 28 Patienten der psychiatrischen Klinik Burghölzli das Leben kostet, weil sie eingeschlossen sind. War es der Nachtpfleger, der im Aufenthaltsraum einen Papierkorb zu nah an den Heizstrahler gestellt hat? War der Heizstrahler defekt? Oder hat gar die Katze diesen Korb umgestossen?

Deutlich wird aber in den Debatten, die folgen: Das Burghölzli, unter den Direktoren Eugen und Manfred Bleuler dank seiner Offenheit für neue Strömungen wie die Psychoanalyse eine der international angesehensten psychiatrischen Kliniken Europas, befindet sich in einem miserablen baulichen Zustand.

Ein Jahr nach dem Brand verlässt der Pfleger Willi Keller das Burghölzli. Er hat hier «mehr als neun gute Jahre verbracht», wie er sagt, und wäre wohl geblieben, hätte er nicht seine künstlerische Karriere weiterverfolgt. Mit den Patienten hat er künstlerisch-kreativ gearbeitet, und er ist mit ihnen in die Stadt gegangen. Und: Er hat mit Erlaubnis der Ärzte für eine interne Ausstellung fotografiert, die nach dem Brand kein Thema mehr ist.

Der Alltag ist geprägt von Langeweile und Monotonie

Als er die Bilder 2014 wieder in die Hand nimmt, ist dies der Startschuss zu einem ungewöhnlichen Buch: «Eingeschlossen» erzählt von «Alltag und Aufbruch in der psychiatrischen Klinik Burghölzli zur Zeit der Brandkatastrophe von 1971», wie das Buch im Untertitel heisst. Und es zieht im Textteil mit Ehemaligen eine Bilanz der Psychiatrie bis heute. Positiv würdigen sie die Abkehr von jenen grossen Kuren, mit denen Patienten ruhiggestellt und manchmal ein Leben lang «versorgt» werden. Ihr Alltag ist langweilig und monoton. «Wie soll man da gesund werden?», fragt sich Willi Keller.

Er gehört zu jenen, die von unten her Druck machen, kleine Veränderungen erreichen und oft von den Ärzten unterstützt werden, während sich die Oberpfleger widersetzen. Sie reisen nach Gorizia, wo der Italiener Franco Basaglia aus der Gegnerschaft gegen die Anstaltspsychiatrie heraus die Prinzipien der therapeutischen Gemeinschaft entwickelt. So kommt vieles in Fluss. Die Therapie wird breiter, dem Einzelnen angepasster, die Aufenthaltszeit kürzer. Neue Medikamente ermöglichen zusammen mit ambulanter Betreuung eine schrittweise Wiedereingliederung in die Gesellschaft.

Anrührend und manchmal erschütternd

Die daraus wachsenden, heute selbstverständlichen Veränderungen sehen die Beteiligten unterschiedlich. Noch in den Achtzigerjahren habe es starke ideologische Frontstellungen gegeben, sagt etwa die 59-jährige Oberärztin Katrin Angst. Heute dagegen werde «einfach pragmatisch gearbeitet». Ambros Uchtenhagen, fast drei Jahrzehnte älter, erzählt vom «Glück, dass ich in eine Zeit kam, in der die Bereitschaft, etwas Neues anzufangen, vorhanden war». Er gibt aber zu bedenken, dass man zwar psychotherapeutische, pharmakologische und soziale Aspekte integriert habe, dass aber unter dem Einfluss der Pharmaindustrie das Pharmakologische immer stärker geworden sei.

«Ob es heute so ganz anders ist als damals, weiss ich nicht», bringt auch Willi Keller Zweifel an. In den Kommentaren zu seinen Bildern erzählt er anrührende und manchmal erschütternde Geschichten. Wie jene des Sängers, dessen hochsensibles Wesen sich vor der Entlassung fürchtet, und der deshalb im Hof in einer Sickergrube einen Suizid vortäuschen will. Kopf voran lässt er sich in den Sickerschacht gleiten, und ertrinkt dabei. «Ich sehe ihn noch immer vor mir, wie wir ihn da herausgezogen haben.»

Sabine Jenzer, Willi Keller, Thomas Meier: Eingeschlossen, Chronos-Verlag

Eindringliche Bilder aus dem Burghölzli: ein Mann, dem wegen eines Tumors der halbe Kiefer fehlt, und ein Patient, der den Bügel nicht loslassen will, weil er Halt gibt.

Partnerschaft hilft gegen Demenz

Forschung Menschen, die gemeinsam mit dem Partner altern, leiden deutlich seltener an Alzheimer und anderen Demenzerkrankungen als Alleinstehende. Dies ergab eine gestern veröffentlichte Studie, für die Wissenschafter des University College London die Daten von mehr als 800 000 Männern und Frauen auswerteten. Das Ergebnis fiel unerwartet eindeutig aus: Alleinstehende haben ein um 40 Prozent erhöhtes Risiko einer Demenzerkrankung. «Wir waren selbst von der Deutlichkeit des Befunds überrascht», sagte Autor Andrew Sommerlad. Zwischen Männern und Frauen gab es keine erkennbaren Unterschiede beim Demenzrisiko. Auffällig ist, dass dieses Risiko auch bei verwitweten Männern und Frauen steigt – nämlich um 20 Prozent –, nicht aber bei Geschiedenen.

Die Studie lieferte keine Erklärung dafür, warum Menschen in Partnerschaften seltener an Demenz erkranken. Studienautor Sommerlad hat Vermutungen: Nicht die Ehe an sich sei gesund für das Gehirn, sondern der Lebensstil: Menschen in Partnerschaften gäben besser auf sich acht und kümmerten sich mehr um ihre Gesundheit. Zudem stimuliere es das Gehirn, wenn ein Partner da ist, mit dem sich immer reden lässt. *(sda)*

Hart wie Rosshaar

Autobiografie Der Schweizer Schriftsteller Alain Claude Sulzer erzählt in seinem neuen Buch in komischen und scharfen Beobachtungen von seiner Jugend.

Eine enge Welt ist es, die Alain Claude Sulzer in seinem autobiografischen Erinnerungsbuch «Die Jugend ist ein fremdes Land» beschreibt. Riehen, Basler Peripherie, in den 1950er- und 60er-Jahren: Das ist ein Ort, durch den freundliche junge Diakonissen laufen, und wo man in der Primarschule das Rechnen mit einem abstrakten Holzstäbchensystem erlernt. Wo man selbst auf dem Weg nach Bern, wenn es über die Passhöhe des Hauenstein ging, so sehnsüchtig auf Zuhause bezogen blieb, dass jedes Auto mit Basler Kennzeichen unter dem Schreien der drei Buben und dem Hupen des Vaters begrüsst wurden.

Schnell zurück nach Riehen: Die persönliche Welt des Kindes Alain bemisst sich nach der Entfernung zwischen dem Elternhaus und jenem der Grosseltern, das über «unzählige Dinge verfügte, die es in unserem Haus nicht gab: ausser dem Türmchen – reinem Zierrat – ein Gartentor, einen Gemüsegarten, Kieswege und ein Ziegeldach...». Bis hin zu Ohrensesseln und Kachelöfen reicht die detailgenau erinnerte Andersartigkeit des Grosselternhauses. Es liest sich beeindruckend, mit wie vielen Winkeln und Gegenständen dieses Hauses, und natürlich seinen Menschen, vor allem mit der im Obergeschoss wohnenden Grosstante «Tanti», sich das Kind verbunden hat: ganz anders als im Elternhaus, das als avantgardistisches Haus mit Flachdach und schwarzen Spanntapeten des Vaters ganzer Stolz ist, aber Behaglichkeit weder ausstrahlt noch ermöglicht.

Vater und Mutter gemeinsam, doch getrennt

Dort ist der ebenfalls schwarze Wohnzimmerteppich «hart und widerständig wie Rosshaar», und ein der Entspannung dienendes Möbelstück wie ein Sofa kommt nicht vor. «Worte wie kuschelig oder gemütlich waren Fremdworte, nicht nur, weil wir mit unserer Mutter französisch sprachen.» Was für den Vater nicht in die Designerumgebung passte, passte der Mutter aus anderen Gründen nicht. «Das Haus meines Vaters war nicht das Haus meiner Mutter», heisst ein in den ersten Kapiteln platzierter Schlüsselsatz, und eigentlich hätte man es schon gleich von den allerersten Seiten an wissen können, dass eine so herzlich ungewollte Ehe nicht zu einem freundlich-warmen Familienhaus führen würde. Aber da waren sie nun, die beiden, die sich in der Nervenheilanstalt Münchenbuchsee kennen gelernt hatten; der Patient und die Krankenschwester, die nun schwanger war. Man heiratete – ohne Familie, Freunde oder Kollegen: «Der Hochzeitstag wies den Weg in die lebenslängliche Abschottung.

Das Radio als Verbindung zur Aussenwelt

Wie ernst es gerade die Mutter mit der Abschottung meinte, zeigt sich daran, dass sie auch in langen Lebensjahrzehnten in Riehen ganz bewusst ihr Deutsch nicht über Bruchstücke hinaus entwickelte. Welt kam in diese Enge für Alain und seine beiden Brüder Francis und Daniel durch die in SIW-Heftchen vermittelte Bildung, durch Trudi Gersters Stimme aus dem Radio, ja, überhaupt das Radio, Radio Beromünster! Vor dem geistigen Auge der Leserin entsteht das Bild eines fantasievollen Kindes, das sich in einer an Anregungen und Reizen relativ armen Umgebung begierig auf alles stürzte, was nach draussen, in die Weite führte. Das war schon bald die Welt der Kunst: Günther Strack, der bei einer Freiluftaufführung in Basel den Tell gab, während der 10-jährige Alain als Statist mitwirkte, es aber auf ein Foto mit Tell schaffte, ganz so als wäre er der Sohn des Helden. Und dann natürlich: die Bücher!

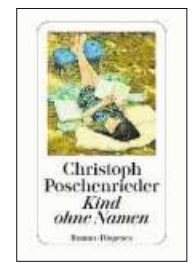
Reise nach Paris bei Nacht und Nebel

Dass der 16-jährige eines Tages mit seinem besten Freund beschloss abzuhauen – nach Paris, den «Ort der Sehnsucht», verwundert nicht. Eher schon, dass sie es dann tatsächlich taten – ohne die Eltern zu informieren oder gar zu fragen, einfach auf und davon mit dem Nachzug und den Ersparnissen.

Bernadette Conrad

Alain Claude Sulzer: Die Jugend ist ein fremdes Land, Galiani, 224 S., Fr. 30.–

Lesbar Literatur



Christoph Poschenrieder Kind ohne Namen, Diogenes, 288 S., Fr. 34.–

Die schwarze Spinne schlägt wieder zu

Exakt in der Mitte dieses Romans taucht die schwarze Spinne auf. Bis dahin ist das Buch eine realistische Erzählung um einquartierte, aber unerwünschte Flüchtlinge – durchaus unterhaltend mit sarkastischen Facetten. Despotisches Gutmenschentum stösst hier auf verbitterten Fremdenhass. Dann wird der Roman zur rasanten Parabel mit Lovestory. Was für eine tolle Idee! Christoph Poschenrieder lässt Jeremias Gotthelfs fabelhafte Novelle über eine tödliche Spinnenplage, einen Teufelspakt, eine willfährige, moralisch verlotterte Dorfgemeinschaft und die List einer jungen Frau (aus deren Perspektive das Buch erzählt ist) auferstehen. Er versetzt die Novelle in ein abgelegenes deutsches Kaff, wo nach 2015 syrische Flüchtlinge untergebracht werden. Die soziale Dynamik des Dorfes gerät aus dem Lot. Poschenrieder schildert wie Gotthelf die Schuldzuschreibung, verdrängte Kollektivschuld, das Schicksal von Aussenseitern und die blinde Unterwürfigkeit unter Despotie. Trotz altmodischem Teufelspakt-Motiv funktioniert das literarisch gut.

Jack Küpfer Black Whidah, Roman, Bilger-Verlag, 224 S., Fr 34.–

Sklavenhändler sind düstere Gesellen

Ein Schweizer schreibt einen Abenteuerroman zum Sklavenhandel. Mutig, toll! Der Westschweizer Journalist Jack Küpfer, der als Matrose und Holzfäller ein Abenteurerleben geführt hat, nimmt sich aber zu viel vor. Wer literarisch und moralisch altbackene, dennoch spannende Abenteuergeschichten mag, wird sich freuen. Man spürt die übermächtigen Vorbilder Herman Melville und Joseph Conrad. Die Geschichte führt in den Sklavenhandel ums Jahr 1800 zwischen Westafrika und Brasilien – ein düsterer Abgrund des Unmenschlichen. Ein junger Engländer mit gutem Herzen, aber liederlichem Lebenswandel wird Zeuge von Menschenjagden und Korruption, von Dschungelfieber und Voodoo. Sein moralisches Dilemma lässt ihn rebellieren und aus den Fängen der Sklavenhändler auch eine junge, schöne Dirne retten. Szenisch eng angelegt, mit langen Dialogen und aus der Perspektive des aufgeklärten Westeuropäers erzählt, wirkt der Roman wie aus dem 19. Jahrhundert – mit einer Schlagseite zum Kitschigen, zu schwülstiger Erotik und Voodoo-Analogiezauber.

Hansruedi Kugler